

Zeitschrift:	Sonos / Schweizerischer Verband für Gehörlosen- und Hörgeschädigten-Organisationen
Herausgeber:	Sonos Schweizerischer Verband für Gehörlosen- und Hörgeschädigten-Organisationen
Band:	100 (2006)
Heft:	11
Rubrik:	Fach- und Selbsthilfe im Gehörlosenwesen: (K)ein Missverständnis?

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fach- und Selbsthilfe im Gehörlosenwesen: (K)ein Missverständnis?

Warum gibt es Spannungen zwischen der Fach- und der Selbsthilfe? Die Antwort darauf ist mit Sicherheit nicht einfach. Lange Zeit gab es Fachleute im heutigen Sinne im Hörbehindertenwesen schlicht und ergreifend einfach nicht. Die Zusammenarbeit von Fachleuten, die selbst nicht von einer Hörbehinderung betroffen waren, mit Gehörlosen war geprägt von Konflikten. Mit dem gefundenen Selbstbewusstsein der Gehörlosen und Hörgeschädigten hat sich dieses Verhältnis seit den 90er Jahren stark verändert. Heute haben die Gehörlosen viel mehr Mitbestimmung.

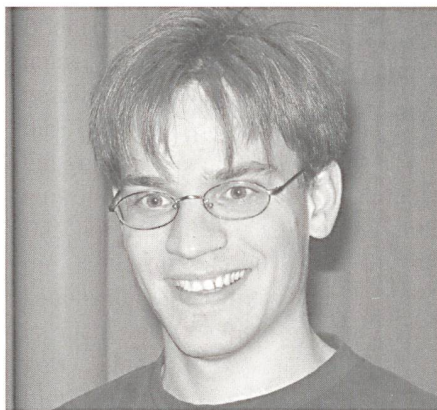
In der Aula der Hochschule für Heilpädagogik HfH in Zürich-Oerlikon trafen sich am Mittwoch, 4. Oktober 2006, auf Einladung der „kofo zürich“ und in Zusammenarbeit mit „sichtbar GEHÖRLOS ZÜRICH“ beinahe 100 Personen, um dem Vortrag von Michael Gebhard zum spannungsgeladenen Thema „Fach- und Selbsthilfe - (K)ein Missverständnis“ beizuwohnen.

Der Vortragsabend wurde durch die Moderatorin, Nejla Helbling, charmant und kompetent eröffnet. Sie hiess das zahlreich erschienene interessierte Publikum ganz herzlich willkommen.



Nejla Helbling und das ganze Organisator-Team freuen sich, dass an diesem Abend Michael Gebhard einen geschichtlichen Abriss über das Gehörlosen- und Hörbehinderten-Wesen in der Schweiz vermitteln wird. Ein Thema voller Brisanz und vor allem immer noch hoch aktuell. Das 45 Minuten dauernde Referat von Michael Gebhard verspricht viel Neues und Spannendes. Damit die sehr zahlreich anwesen-

den Nicht-Hörenden den Ausführungen von Michael Gebhard folgen können, wird der Vortrag durch die beiden Gebärdendolmetscherinnen von procom, Frau Gaby Hauswirth und Frau Monica Schwarz, simultan und sachkundig in die Gebärdensprache übersetzt.



Michael Gebhard meint einleitend zu seinen Erläuterungen: „Ich werde heute Abend im ‚Schnellverfahren‘ über 170 Jahre Gehörlosengeschichte abhandeln und verschiedene Organisationen erwähnen. Es ist klar, dass diese Institutionen im Laufe der Zeit ihren Namen gewechselt haben. Um die Übersicht zu erleichtern, werde ich immer den aktuellsten Namen, z.B. sonos anstelle von Fürsorgeverein für Taubstummenhilfe, verwenden“.

Michael Gebhard betont, dass sein Vortrag keine Geschichtslektion sein soll. Ihm gehe es vielmehr darum, die Gründe der Spannungsfelder zusammenzufassen und sich zu überlegen, was die Betroffenen bzw. die Gesellschaft in den vergangenen rund 170 Jahren zum Abbau dieser Spannungen getan haben. Wichtig sei vor allem, was zukünftig getan werden müsse.

Michael Gebhard stellt auch etwas provokativ die Fragen: „Wie entstand die Fachhilfe? Welche Ideen hatte die Fachhilfe? Wie kam es, dass der Oralismus für die Fachhilfe eine derart grosse Bedeutung hatte?“. Er fährt fort: „Meine These lautet: Die Entwicklung der Fachhilfe und die Etablierung des Oralismus in den Gehörlosenschulen waren eng miteinander verknüpft. Der Oralismus war also keine Methode, sondern selber Teil des Systems Fachhilfe.“

Der Ursprung der Fachhilfe fusst auf gesellschaftlichem Hintergrund

In welchem Umfeld ist die Fachhilfe entstanden? Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Schweiz von Napoleon erobert. Es gab neue Kantone, die erst eine Infrastruktur aufbauen mussten und mit ihren Aufgaben überfordert waren. Einer dieser Kantone war der Kanton Aargau.

Ein Problem im Aargauer Schulwesen waren die Dorfschulen, die damals sehr schlecht waren. Es hatte seinerzeit bis zu 100 Kinder in einer Schulklasse. Die Gemeinden konnten oft nur einen Lehrer anstellen. Für einen zweiten Lehrer fehlte das Geld. Der Grossteil der Bevölkerung lebte damals auf dem Land und bestand faktisch aus Analphabeten.

Für die Gehörlosen sah es anno dazumal noch viel schlechter aus. Eine Beschulung der Gehörlosen war undenkbar. Die Gehörlosen wurden zusammen mit den geistig behinderten Menschen, den sog. Kretins, in einen Topf geworfen. Sie wurden schlichtweg als bildungsunfähig abgestempelt. Da die meisten Gehörlosen ärmlichen Familienverhältnissen entstammten, wurden sie kurzerhand in sogenannte Armenhäuser gesteckt, oder sie wurden als Verdingkinder zu Bauern oder Handwerkern geschickt. In dieser Epoche kümmerte sich der Staat nicht um die Schulbildung von gehörlosen Kindern. Die ersten Gehörlosenschulen waren Privatschulen und hatten vorerst nur ganz wenige Schüler und Schülerinnen.

„Zutaten“ zur Gründung einer Gehörlosenschule

„Eine Gehörlosenschule zu gründen, war im 19. Jahrhundert nicht einfach. Viele „Zutaten“ waren damals nötig“, erklärt Michael Gebhard. Zuerst brauchte es eine Persönlichkeit, die vom Nutzen der Gehörlosenausbildung überzeugt war. Natürlich brauchte es Geld. Die meisten Gehörlosenschulen hatten damals eine Stiftung im Hintergrund, welche Geld sammelte und für die Verwaltung der Spendengelder zuständig war. Und zu guter Letzt brauchte es ein

pädagogisches Konzept. Zu dieser Zeit spielte es eigentlich keine Rolle, ob die Kinder lautsprachlich oder gebärdensprachlich unterrichtet werden sollten. Viel wichtiger war, dass aus ihnen gute Bürger und sie im christlichen Glauben erzogen wurden.

Heinrich Zschokke war ein eigentlicher Pionier. 1796 wanderte er von Magdeburg in die Schweiz aus und liess sich 1803 im Aargau nieder. Zschokke kannte die politische und finanzielle Situation des Kantons Aargau wie kein zweiter und wusste, dass kein Geld für eine Gehörlosenschule vorhanden war. Mit der von ihm gegründeten Gesellschaft für „Vaterländische Kultur“ als Geldgeber konnte der heutige „Landenhof“ eröffnet werden. Als Herausgeber des beliebten ‚Schweizerboten‘ konnte Zschokke für seine Idee wirkungsvoll Werbung betreiben. Er pries seine Schule als Integrationsprojekt für Gehörlose in der bürgerlichen Gesellschaft an. Zschokke interessierte sich, obwohl er nur theoretische Erfahrungen hatte, sehr für die Gehörlosenbildung. Zschokke konnte gar keine Fachperson sein. In der Schweiz gab es keine Gehörlosenlehrausbildung. Als erster Gehörlosenlehrer stellte er einen Lehrer aus der Armenanstalt Hofwil an und schickte ihn zur Ausbildung als Gehörlosenlehrer an andere Taubstummenanstalten wie etwa nach Zürich bzw. Hohenrain.

Wie wurde unterrichtet? Am Anfang stand die Gebärde im Vordergrund, bevor langsam zur Lautsprache gewechselt wurde. Ein eigentliches Ausbildungskonzept gab es nicht und so wurde nach dem Prinzip „learning by doing“ mit den Kindern gearbeitet. Viele der Kinder und vor allem die gehörlosen Kinder waren in dieser Zeitepoche schlecht oder überhaupt nicht erzogen. Die Eltern von gehörlosen Kindern waren schlichtweg überfordert. Man liess sie einfach gewähren oder kümmerte sich nicht um sie. Diese Kinder wurden als sogenannte Zöglinge in Taubstummenanstalten abgeschoben.

Der Durchbruch des Oralismus

Warum setzte sich in der Schweiz der Oralismus als Unterrichtsform durch? Die beiden deutschen Gehörlosenlehrer, Schibel und Arnold, unterrichteten in Basel und Zürich. Sie förderten die lautsprachliche Ausbildung. Die schweizerischen Institutionen schickten in der Folge ihre Lehrer zu Schibel und Arnold in die Aus- und Weiterbildung. So wurde die Gebärdensprache allmählich aus den Schulzimmern verdrängt.

Die meisten Schweizer Lehrer waren über die Ausbildungserfolge begeistert. Es wurde nur noch lautsprachlich unterrichtet. Der Oralismus war bis ca. 1850 als einzige Unterrichtsmethode praktisch in allen Gehörlosenschulen eingeführt.

Der Oralismus wird zum System

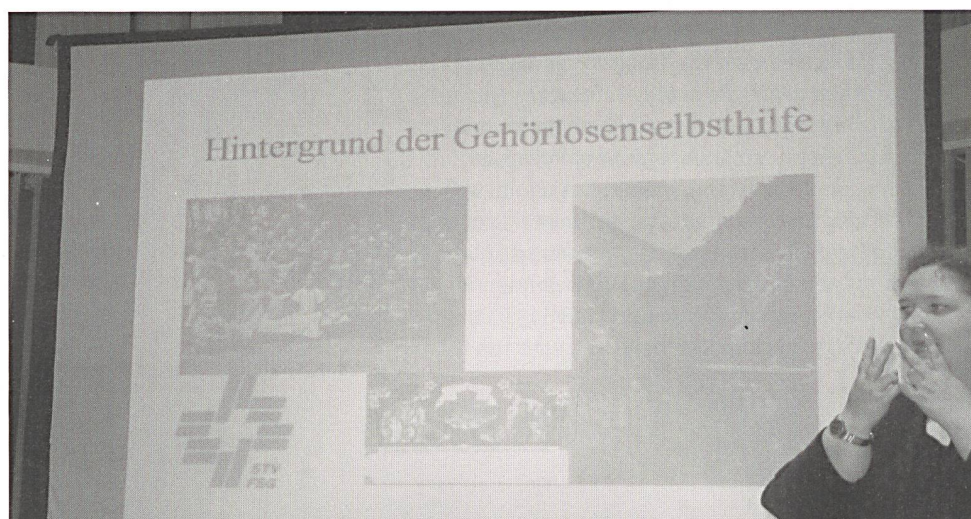
Der Oralismus hatte sich als Unterrichtsmethode durchgesetzt. Oralismus und das System der Fachhilfe waren aber noch nicht miteinander verbunden. Die Gehörlosenlehrer dachten, dass die Gehörlosen nun für sich selber sorgen könnten. Das war aber nicht der Fall. Die Gehörlosenschulen mussten für die Gehörlosen beispielsweise Arbeit suchen oder sie finanziell unterstützen. Mit dieser Aufgabe waren die Gehörlosenschulen überfordert. Deshalb lagerten die Gehörlosenschulen ihre Nachbetreuung in Hilfsvereine aus. Diese Vereine waren zumeist lokal organisiert. Erst 1911 wurden die verschiedenen Aufgaben im Fachhilfeverband ‚sonos‘ zentralisiert. Die Gehörlosenfachhilfe beinhaltete nun Schule, Weiterbildung, Gehörlosenpfarramt, Weiterbildung und Altersfürsorge für gehörlose Rentner. In diesen Vereinen hatten nur Fachleute und Gehörlosenpfarrer „das Sagen“. Die Fachhilfe bündelte die Angebote für die Gehörlosen in einem Verein. Egal, wo sich der Gehörlose beteiligte. Er sah sich immer einem Angebot der Fachhilfe gegenüber. So konnte die Fachhilfe indirekt die Gehörlosen kontrollieren. Die Fachhilfeverbände arbeiteten eng zusammen. Man war sich einig, dass alle Gehörlosen die Lautsprache sprechen sollten. Deshalb war die Lautsprache in allen Bereichen der Fachhilfe vorgeschrieben.

Hintergrund der Gehörlosenselbsthilfe

In den Gehörlosenschulen kamen die gehörlosen Kinder mit anderen Gehörlosen und der Gebärdensprache in Kontakt. Hier entstanden wichtige Freundschaften unter den Betroffenen. Dies bewirkte ein Gemein-

(Johann) Heinrich (Daniel) Zschokke

Der Sohn eines wohlhabenden Tuchmachers wuchs mutterlos, nach dem Tod des Vaters (1779) zunächst bei Geschwistern auf, dann bei dem Schriftsteller Elias Caspar Reichard. Nach einem Verweis vom Gymnasium floh der 17-Jährige nach Schwerin und arbeitete als Korrektor und Privatlehrer. 1788 schloss er sich einer wandernden Theatertruppe an. Er wurde ein erfolgreicher Theaterdichter. Goethe berichtet, seine Stücke seien denen Schillers gleichgestellt worden. Nach der Maturitätsprüfung studierte er ab 1790 Theologie an der Universität Frankfurt/O., nach der Promotion war er als Privatdozent tätig. 1795 reiste er über Paris in die Schweiz, seine neue Heimat. In Reichenau leitete er zunächst ein Philantropin (eine pädagogisch reformierte Erziehungsanstalt) und bekleidete während der Helvetischen Republik hohe politische Ämter. Mit mehreren Zeitschriften (u.a. dem »Aufrichtigen und wohlverfahrenden Schweizerboten«) bemühte er sich gemeinsam mit Pestalozzi und anderen um die politische Volksaufklärung. 1802 unternahm er zusammen mit Kleist und Ludwig Wieland eine Wanderung, auf der die Erzählung ‚Der zerbrochene Krug‘ entstand; im gleichen Jahr übersiedelte er nach Aarau. Er trat energisch für bürgerliche Freiheitsrechte ein, gründete eine Freimaurerloge, eine Gewerbe- und eine Taubstummenschule und eine Sparkasse. Zschokke war einer der meistgelesenen deutschsprachigen Schriftsteller.



die Hörenden in Turn-, Arbeiter- oder Gesangsvereinen zusammen. Dazu gehörte auch ein manchmal überbordendes und stark kritisiertes Festwesen. Festen und sich in Vereinen zusammenschliessen, das wollten die Gehörlosen auch. Die Gehörlosenlehrer sahen dies indes nicht gern und behaupteten, es sei schlecht für die Moral der Gehörlosen.

Anliegen der Gehörlosenselbsthilfe

An den ersten Gehörlosenfesten gab es seitens der Gehörlosenselbsthilfe starke Kritik an der Gehörlosenfachhilfe. Vor allem ausländische Gehörlosenvereine verurteilten die sich in Europa durchsetzende Lautsprachmethode. Sie forderten, dass die gehörlosen Schüler weiterhin bilingual unterrichtet werden sollten. Die Weiterbildung hielt die Gehörlosenselbsthilfe bereits im 19. Jahrhundert für ungenügend. An einem internationalen Taubstummenkongress 1896 in Genf forderten sie unter anderem die Errichtung einer europäischen Universität für Gehörlose. Wie weit das 1856 gegründete Gallaudet College diese Forderungen beeinflusste, lässt sich bedauerlicherweise nicht belegen. Die Gehörlosen wollten auch in Schulfragen mitbestimmen. Schliesslich forderten die Gehörlosen das Recht, sich selbst zu vertreten, insbesondere eigene Medien ver-

treiben zu dürfen. Dieses Recht mussten sie sich hart erkämpfen. Es gab zwar verschiedene Gehörlosenzeitschriften, die aber bald wieder verschwanden. Erst das heutige „visuell plus“ konnte sich durchsetzen.

Umsetzung der Forderungen

Im Zusammenschluss in den Gehörlosenvereinen konnten sich die Gehörlosen treffen und ihre Probleme miteinander diskutieren. Die Gehörlosenvereine versuchten, Probleme auf ihre eigene Art zu lösen. Auch wollten sie sich den Hörenden mit neuem Selbstbewusstsein präsentieren und auf ihre Anliegen aufmerksam machen. An nationalen Gehörlosenfesten zogen sie vom Bahnhof mit Fahne und der Dorfmusik voraus zum Festplatz. Natürlich hielten sie auch eindrucksvolle Reden in Gebärdensprache.

Die Gebärdensprache und die Mitarbeit der Hörenden bei den Gehörlosen waren bei den Gehörlosenvereinen selbst umstritten und wurden heftig diskutiert. Die einen wollten lieber Lautsprache sprechen und mit den Fachleuten zusammenarbeiten. Die anderen wollten lieber die Gebärdensprache benutzen und über ihre Anliegen selbst entscheiden. Diese Fragen beschäftigen das Gehörlosensein bis heute. Das Verhältnis zwischen Fach- und Selbsthilfe lässt sich grob in folgende Phasen unterteilen:

Konfrontation und Kooperation (1870 - 1946)

Mit dem Auftauchen von neuen Gehörlosenvereinen wurde das Vertretungsmonopol der Fachleute in Frage gestellt. Die Gehörlosenvereine und die Fachleute mussten sich überlegen, wie weit sie eine Zusammenarbeit wollten und wer die Gehörlosen nach aussen vertreten sollte. Es kam auch zur Trennung von Schwerhörigen- und Gehörlosenvereinen. Die Gehörlosen sollten durch die Gehörlosenfachhilfe, die Schwerhörigen durch die Schwerhörigenvereine betreut werden. Diese Entwicklung war mit etwelchen Spannungen verbunden.

Dieboldsaffäre (1941 / 43) und deren Folgen

Diese Spannungen entluden sich schliesslich in der sog. Dieboldsaffäre. Gehörlose hatten ausserhalb der Fachhilfestrukturen eine eigene Organisation aufgebaut, vor allem im Bereich der Weiterbildung. Die beiden Hörenden Lehmeier und Diebold halfen den Gehörlosen beim Aufbau des Angebots. Sie waren keine Fachleute, sondern organisierten Weiterbildungskurse oder Museumsbesuche in ihrer Freizeit. Die Schweizerische Gesellschaft der Gehörlosen gab eine Zeitschrift heraus. Darin wurde beschrieben, dass das Weiterbil-

Was ist Oralismus?

aus Wikipedia, der freien Enzyklopädie

Als Oralismus wird eine Spracherziehung von gehörlosen und schwerhörigen Kindern bezeichnet, bei der auf Gebärdensprache weitgehend verzichtet wird und stattdessen die Bildung von Sprechlauten und das Ablesen vom Mund im Vordergrund stehen. Oralismus wird immer als eine Spracherziehung unter vollkommenem Ausschluss von Gebärden (reiner Oralismus) oder teilweiser Verwendung von bei Hörenden allgemeinüblichen Gesten (milder Oralismus) verstanden. Synonym dazu ist der Begriff (reine) Lautspracherziehung.

Nicht mit dem Oralismus zu verwechseln ist hingegen die auditiv-verbale Erziehung, die in den 50er-Jahren des vorigen Jahrhunderts in den USA, Grossbritannien und in Kanada entwickelt wurde. Die auditiv-verbale Erziehung ist eine gesamtheitlichere Erziehung, weil es nicht nur die Artikulation von Lauten und das Lippenablesen fördert, sondern das auditive Training im Vordergrund steht. Das bedeutet, dass das bei

nahezu allen Gehörlosen vorhandene so genannte Restgehör mit den technischen Hilfsmitteln wie dem Hörgerät und dem Cochlea-Implantat geschult werden. Anders ist auch die Idee, wie das gehörlose Kind zur Sprache kommt: Es wird nicht einfach darauf trainiert, Laute zu bilden und von den Lippen abzulesen, sondern insbesondere darauf, dass es möglichst viel Input, also Information erhält, damit es die Sprache selbständig verwendet.

Herkunft des Wortes

Das Adjektiv oral, aus dem das Substantiv Oralismus gebildet ist, leitet sich etymologisch von lateinisch os, oris ('Mund, des Mundes') ab und bedeutet 'mündlich'.

Oralisten

Oralisten gibt es heute praktisch nicht mehr. Heute werden gehörlose Personen, so weit überhaupt lautsprachlich erzogen, nicht mehr oralistisch, sondern auditiv-verbal erzogen. Oralismus wie auch Oralisten sind abwertende Begriffe, die Gebärdensprachbefürworter gern gegen Befürworter der auditiv-verbalen Erziehung benutzen. Daher sind die Begriffe «Oralist» oder «Oralismus» nicht mehr zu verwenden, da

sie heute als politisch inkorrekt angesehen werden, weil diese Begriffe auch an die historische Unterdrückung Gehörloser, sich nur auf den Mund zu fixieren, erinnern.

Geschichte

Der Trend zum Oralismus begann um Ende des 18. Jahrhunderts durch Samuel Heinicke in Deutschland. Dies führte zu dem Beschluss des Kongresses der Taubstummenlehrer 1880 in Mailand (Mailänder Kongress von 1880), in dem das ausschliessliche Sprechen und Mundabsehen im Unterricht mit gehörlosen Kindern den Vorrang gegeben und die Gebärdensprache aus dem Unterricht verbannt wurde. Gehörlose Lehrer wurden entweder entlassen oder nicht mehr eingestellt. Daraufhin war die Gebärdensprache in vielen Ländern für lange Zeit verboten. In den USA trat Alexander Graham Bell, Lehrer der Artikulation und Erfinder des «taubfeindlichen» Telefons, vehement für den «reinen» Oralismus auf und benutzte den von ihm für die Erfindung des Telefons gewonnenen Voltapreis für die Propagierung des Oralismus.

dungsangebot für Gehörlose nach wie vor absolut ungenügend sei. Die Fachhilfe reagierte mit einer Schlammanschläge gegen die Verantwortlichen. Diebold und Lehmeier kamen unter starken Beschuss. Die Gehörlosenfachhilfe versuchte, die Gehörlosen zu spalten und auf ihre Seite zu ziehen. Die Gehörlosenzeitung (GZ) war das damalige Verbandsorgan von sonos. Sie wurde auch an viele Gehörlose verschickt. Während der Dieboldsaffäre nahm die GZ einseitig Stellung und versuchte, die Gehörlosen hinter der Fachhilfe zu scharen. Die Fachhilfe setzte sich schliesslich durch und die Schweizerische Gesellschaft der Gehörlosen löste sich auf. Die Fachhilfe hatte indes bei den Gehörlosenvereinen einen schlechten Ruf. Sie sah sich gezwungen, mit den Gehörlosen zu verhandeln. Auf dem Herzberg traf sich eine Delegation von Fachleuten und Gehörlosen, um neue Zusammenarbeitsformen zu diskutieren. Als Folge dieser Verhandlungen wurde unter anderem der SGB-FSS gegründet. Er sollte sonos als Ansprechpartner dienen. Über den Gehörloserrat erhielt die Gehörlosenselbsthilfe erstmals Einsitz in sonos und ein grösseres Mitspracherecht. Zudem konnten Gehörlose einen grösseren Anteil der GZ selber gestalten. Im Gehörlosenpfarramt gab es ab den 1950er Jahren erstmals gehörlose Gemeindehelfer.

Kooperation und Integration (1950 - 1970)

Mit der Gründung des SGB-FSS als Vertreter der Gehörlosenselbsthilfe begann die zweite Phase des Verhältnisses zwischen Selbst- und Fachhilfe. Sie dauerte von ca. 1950 bis 1970. In dieser Zeit fingen die Gehörlosen innerhalb der Fachhilfe an aufzusteigen und Verantwortung zu übernehmen. Zugleich war es für die Gehörlosen ein Lernprozess und ein Herantasten an die Führungspositionen. Dies geschah in allen Bereichen der Fachhilfe, also nicht nur im Vorstand von sonos, sondern auch in den Gehörlosenpfarrämtern oder innerhalb der GZ. Ebenfalls in den 1950er Jahren zeigte sich ein Phänomen, welches man heute als Globalisierung bezeichnet. Auch die Gehörlosen zog es zunehmend allein ins Ausland. Das Gallaudet-College wurde zum beliebten Ziel. Die Rückkehrer brachten neue Eindrücke und Ausrichtungen mit. Trotz den neuen Einflüssen fiel der Lautsprachenzwang

noch nicht. Es galt nach wie vor das Primat der Lautsprache. Vermutlich dürfte das Fehlen von Gebärdensprachdolmetschern dazu geführt haben, dass die Lautsprache wohl die einzige Sprache war, in der sich die Gehörlosen und Hörenden miteinander verständigen konnten.

Konfrontation und Bruch (1970 - ??) und deren Gründe

Ab den 1970er Jahren zeigten sich erste Risse im nach aussen harmonischen Verhältnis zwischen Fach- und Selbsthilfe. Die damalige Konjunkturlage zog viele ausländische Migranten an, darunter auch viele ausländische Gehörlose. Die Migranten brachten ein anderes Verhältnis zur Gebärdensprache mit. Sie leisteten einen entscheidenden Beitrag zur Enttabuisierung der Gebärdensprache.

Der SGB-FSS begann zunehmend politischer zu werden. Mit der Lancierung einer Gebärdensprachdolmetscherausbildung erfüllte sonos einen lang gehegten Wunsch der Gehörlosenfachhilfe. Als 1985 die ersten Gebärdensprachkurse grossen Anklang fanden, geriet der Lautsprachenzwang endgültig ins Wanken. Der SGB-FSS nahm zusehends Einsitz in internationalen Gehörlosengremien. Von diesen Organisationen gingen wichtige Impulse für die weitere Entwicklung der Gehörlosenselbsthilfe aus. 1987/88 lanciert der SGB-FSS das heutige „visuell plus“ als Vereinszeitschrift. Damit reklamierte er die Vertretung der Gehörlosen für sich. Das bisherige Vertretungsmonopol von sonos wurde damit gebrochen. Die Herausgabe der ersten „visuell plus“ wurde dann auch von heftigem Streit zwischen Fachleuten und Gehörlosen begleitet.

Dass die Situation eskalierte, lag auch an gesellschaftlichen Veränderungen. Die 1968er und 1980er Unruhen stellten bisherige gesellschaftliche Werte stark in Frage. Diese unverletzliche Autorität forderten die Jugendunruhen heraus. Es ist deshalb logisch, dass dieses Gedankengut auch das Gehörlosenwesen erreichte. Die Gehörlosenselbsthilfe konnte nun fordern, dass die Spendengelder im Sinne der Gehörlosen und nicht im Sinne der Fachhilfe eingesetzt würden. Auch die Anerkennung der Gebärdensprache trug dazu bei, dass die Selbsthilfe erstarkte. Die Erforschung der Gebärdensprache als Sprache machte einerseits die Gehörlosen zu Fachleuten. Andererseits bot dies Hörenden und Gehörlosen die Möglichkeit, gemeinsam an einem Projekt zu forschen.

Konfrontation und Bruch

- Einwanderungswelle gebärdender Gehörloser
- SGB wird in der Schweiz politischer
- SGB wird Mitglied internationaler Gehörlosenorganisationen
- SGB erkämpft sich das Vertretungsmonopol

Bildlich gesprochen

Die Gehörlosen bewerteten die Fachhilfe als Unterdrückung der Gebärdensprache. Die Fachhilfe wurde pauschal als Täterin abgestempelt. Dies wird überzeichnet in diversen Cartoons wiedergegeben. Auch der Mythos, dass nur Gebärdensprache eine perfekte Integration biete, wurde „abgebildet“.

Lautsprachlich kommunizierende Hörbehinderte gehen davon aus, nur mit der Lautsprache sei Integration möglich. Lautsprachlich orientierte Hörbehinderte benötigen Schriftdolmetscher. Gebärdensprachlich orientierte Hörbehinderte benötigen GebärdendolmetscherInnen. Grundsätzlich haben lautsprachlich orientierte Hörbehinderte und gebärdende Hörbehinderte indes ähnliche Probleme. Die direkte Kommunikation unter ihnen wäre deshalb wichtig. Die Gebärdensprache zu erlernen, ist für lautsprachlich orientierte Hörbehinderte schwierig und auch teuer. Mit dem Gleichstellungsgesetz sind Gebärdensprachdolmetscher als Beitrag zur Verbesserung der Lage der Hörbehinderten vorgesehen. Aber eben: nur für den privilegierten Teil der Hörbehinderten, die auch gebärden können. Das neue Angebot der Schriftdolmetscher zielt eindeutig in die Richtung, dieses Manko für die lautsprachlichen Hörbehinderten zu beheben. Ob man gebärdet oder nicht, wird heute immer individueller beantwortet. Bei den Gehörlosen finden sich ebenso gebärdende Schwerhörige wie Gehörlose, die nur auf Gebärdensprache bestehen.

Der Schlusspunkt

Nach den ausgesprochen kompetent vorgebrachten Ausführungen von Michael Gebhard und einer kurzen Pause, in der bereits engagiert diskutiert und ausgetauscht wird, findet eine Frage- bzw. Feedbackrunde statt, die rege genutzt wird. Als spürbares Problem zwischen den lautsprachlich orientierten und den gebärdensprachlich orientierten Hörbehinderten wird von den Betroffenen die Kommunikation wahrgenommen. An den Schulen wird das Erlernen

Gründe für den abrupten Bruch

- verschiedene Selbstbilder der Hörenden und Gehörlosen
- Arroganz grenzenlos: Dominanz der Gehörlosenfachhilfe
- Gesellschaft beginnt sich gegenüber behinderten Menschen zu öffnen
- Jugendunruhen stellen traditionelle Werte in Frage
- er Status für Gebärdensprache bietet Fortentwicklungsmöglichkeiten für Gehörlose und Hörende

der Gebärdensprache nicht angeboten, obwohl beispielsweise das Erlernen von Fremdsprachen wie Englisch und Französisch an sämtlichen Schulen schon sehr früh möglich ist. Dies bildet ein Manko im Bildungssystem. Dass sich Hörbehinderte miteinander verständigen und austauschen können, bildet ein ganz wichtiges Anliegen. Durch das Cochlea-Implantat ist die Grenze zwischen Schwerhörigkeit und Gehörlosigkeit gegen Null verschoben worden. Cochlea implantierte Kinder erlernen heute eigentlich ausnahmslos bereits sehr früh die Lautsprache. Da Fachgebärden weitgehend fehlen, vertritt Michael Gebhard die Meinung, dass die Sprachkompetenz anhand der Schriftsprache erlernt werden müsse. Denn Schriftsprache als wissenschaftliche Sprache bilde die massgebliche Voraussetzung für den Zugang zur Universität. Auch der Präsident des SGB-FSS,

Roland Hermann, meldet sich zu Wort. Er macht geltend, es fehle vor allem an fachkompetenten gebärdensprachlich orientierten Lehrkräften, die die gehörlosen Kinder unterrichten könnten. Ferner äussert er sich kritisch über die aktuelle Zusammensetzung des Vorstandes von sonos. Er hält es für wenig sinnvoll, dass ehemalige Direktoren von Gehörlosenschulen in den Vorstand von sonos gewählt worden seien.

Die Aufarbeitung des geschichtlichen Hintergrundes durch die Lizentiatsarbeit von Michael Gebhard ist ausgesprochen wertvoll. Das Beleuchten der Vergangenheit lässt manche Gegebenheit der Gegenwart plausibler und nachvollziehbar erscheinen. Auf der Grundlage der Arbeit von Michael Gebhard und seinem eloquenten bzw. gleichzeitig einfühlsamen Vortrag erscheint die Gegenwart in einem anderen Licht. Auf

dieser Grundlage wird manches klar, was sich im Hörbehindertenwesen zugetragen hat und teilweise immer noch zuträgt. Es braucht wohl beide Gebärdensprache und Lautsprache, lautet schliesslich der Grundtenor am Schluss der Veranstaltung. Wichtig ist, dass man sich immer wieder einander anzunähern versucht. So können Synergien entstehen, und es bestehen Erfolgsaussichten dafür, dass der Brückenschlag von den gebärdensprachlich orientierten zu den lautsprachlich orientierten Hörbehinderten gelingt, um sich in Zukunft gemeinsam und mit gebündelten Kräften für die an sich sehr ähnlichen Anliegen und Interessen engagieren zu können.

[lk / rr]

Was ist Manualismus?

aus Wikipedia, der freien Enzyklopädie

Als Gebärdensprache bezeichnet man eine eigenständige, visuell wahrnehmbare natürliche Sprache, die insbesondere von gehörlosen und stark schwerhörigen Menschen zur Kommunikation genutzt wird. Gebärdensprache besteht aus kombinierten Zeichen (Gebärden), die vor allem mit den Händen, in Verbindung mit Mimik und Mundbild (lautlos gesprochene Wörter oder Silben) und zudem im Kontext mit der Körperhaltung gebildet werden. Bei der taktilen Gebärdensprache für blinde Gehörlose werden die Gebärden gefühlt. Dazu nimmt der Sprecher oder Dolmetscher die Hände seines Gegenübers in seine eigenen.

Eigenständige Sprache und Verhältnis zur Lautsprache

Gebärdensprachen sind wissenschaftlich als eigenständige und vollwertige Sprachen anerkannt. Sie haben eigene grammatische Strukturen, die sich von der Lautsprache des jeweiligen Landes grundlegend unterscheiden. Daher lässt sich Gebärdensprache nicht Wort für Wort in Lautsprache umsetzen. Ein bemerkenswerter Unterschied zu Lautsprache ist, dass mit Gebärdensprache mehrere Informationen parallel übertragen werden können, z.B. mit der Gebärde „fährt über eine Brücke“, während Lautsprache hier gezwungenermaßen sequentiell (mit aufeinanderfolgenden Informationen) arbeiten muss. Dieses häufig als «Inkorporation» bezeichnete (in neueren Forschungsansätzen jedoch zur Flexion gezählte) Konzept ist ein wichtiges Element der Gebärdensprache.

Gebärdensprachen unterscheiden sich von Land zu Land. So gibt es im deutschsprachigen Raum die Deutsche Gebärdensprache (DGS), die Österreichische Gebärdensprache (ÖGS) wie auch die Deutschschweizer Gebärdensprache (DSGS). Letztere zum Beispiel ist wiederum in fünf verschiedene Dialekten unterteilt (Zürcher, Berner, Luzerner, Basler und St. Galler Dialekt). Unter diesen kann es wiederum auch regionale Unterschiede geben. Im Graubünden zum Beispiel erkennt man Gebärden aus dem Zürcher wie auch aus dem St. Galler Dialekt. Die verbreitetste Gebärdensprache dürfte die American Sign Language (ASL) sein. Die Gebärdensprachen sind sich jedoch untereinander häufig ähnlicher als die verschiedenen Lautsprachen. Auf internationalen Veranstaltungen kommt zunehmend die sogenannte internationale Gebärdensprache zum Einsatz. Diese im Entstehen begriffene Gebärdensprache entwickelt sich durch Konvention aus Gebärden verschiedener länderspezifischer Gebärden nach pragmatischen Aspekten.

Gehörlose Kinder mit Gebärdensprach-Kompetenz sind – wie viele Fälle zeigen – in der Lage, die Schriftform der jeweiligen Lautsprache als Zweitsprache zu erwerben. Gehörlose Kinder, denen die Gebärdensprache verwehrt wird, erreichen durch diese Maßnahme nicht automatisch eine Kompetenz in der Schrift- oder Lautsprache ihrer Umgebung. Sie können teils auch später in der Gebärdensprache keine muttersprachliche Kompetenz erwerben und daher ein Leben lang „spracharm“ bleiben. Mit ein Grund dafür ist, dass die Gebärdensprache nur schlecht simultan, das heißt, Laut- und

Gebärdensprache gleichzeitig, gesprochen werden kann, da die jeweiligen Sprachen eine andere Grammatik und zum Teil andere Redewendungen haben. Das bedeutet, dass die Gebärdensprache wie bei zwei verschiedenen Lautsprachen auch, sich gegenseitig in Konkurrenz treten, wenn sie gesprochen werden. Das schliesst selbstverständlich einen Bilingualismus jedoch nicht aus; es gibt Individuen, die zeigen, dass der Bilingualismus zwischen Gebärden- und Lautsprache funktioniert, allerdings sind diese Beispiele nur in geringer Zahl anzutreffen. Befürworter der bilingualen Erziehung vertreten die Ansicht, dass dies auf der bislang noch nicht in größerem Ausmass praktizierten Erziehungsform, der bilingualen Erziehung zurückgeht. Kritiker verweisen dagegen auf Personen, die trotz Gehörlosigkeit allein mit der Lautsprache eine sehr hohe Verständlichkeit und Ausdrucksform erreicht haben und sogar studieren können. Ein Ende dieses Streits ist nicht abzusehen, da weder die eine noch andere Seite – wie in der Pädagogik allgemein so oft üblich – stichhaltige Beweise hat. Es gab und gibt weltweit Anstrengungen, die Gebärdensprachen gesetzlich zu verankern. So ist seit 2006 die Neuseeländische Gebärdensprache (NZSL) neben Englisch und Maori die offizielle Amtssprache Neuseelands. Seit dem 27. Februar 2005 ist in der Schweiz im Kanton Zürich die Gebärdensprache verfassungsmässig anerkannt. Das österreichische Parlament nahm im Juli 2005 die Gebärdensprache als anerkannte Minderheitensprache in die Bundesverfassung (Art. 8, Abs. 3) auf.